



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Von Weißenburg bis Metz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Von Weissenburg bis Metz

Von Otto Kaemmel



ür den, der sich aus den Zügen der Landschaft und den Berichten über historische Ereignisse ein Bild zusammenzusetzen versteht, kann es nichts Interessanteres und zugleich Erschütternderes geben als ein Schlachtfeld. Denn nirgends treten die Kräfte und die Art eines Volkes sichtbarer, handgreiflicher hervor als im Kriege, vor allem bei der gewaltigen Entladung der höchstgespannten physischen und geistigen Kräfte, die wir eine Schlacht nennen, und die Entscheidungen, die hier, oft binnen wenig Stunden, gefallen sind, wirken auf Menschenalter, ja auf Jahrhunderte hinaus. Landschaftlich ist allerdings eine solche Wanderung meist wenig lohnend, denn eine große Schlacht verlangt vor allem ein ebenes Gelände. Selten ist ein Schlachtfeld so malerisch wie etwa die Gegend von Düppel mit ihrer weiten, mannigfachen Aussicht über Land und See oder die von Trautau mit dem Riesengebirge und dem stolzen Regal der Schneekoppe im Hintergrunde, und immer sind die Felder moderner Schlachten so groß, daß ihr Besuch viel Zeit und Mühe kostet. Denn die Ausdehnung der Schlachten ist mit der Entwicklung der Fernwaffen, der dadurch veranlaßten Veränderung in der Taktik und der Größe der Heere beständig gewachsen. Daher sind die Schlachtfelder des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts im Durchschnitt noch verhältnismäßig klein, denn die damaligen Heere überschritten selten die Größe eines modernen Armeekorps und standen im Zeitalter der geschlossenen Lineartaktik viel gedrängter als heute. Erst als sie mit der französischen Revolution auf die allgemeine Aushebung begründet wurden, und sich damit die Schützentaktik und die Wirkung großer Artilleriemassen verbanden, wuchs mit der Größe und der veränderten Aufstellung der Heere auch die räumliche Ausdehnung der Schlachtfelder.

Grenzboten IV 1898

35

Freilich kann dies Wachstum kein grenzenloses sein, weil die Natur der Dinge die Denkbarkeit großer Heeresmassen trotz aller technischen Verbesserungen beschränkt: eine halbe Million Streiter kann ein Feldherr weder auf einem Punkt zur Schlacht vereinigen noch leiten, denn sie kann weder versorgt noch übersehen werden. Daher ist die Schlacht bei Leipzig auch durch die großen Schlachten der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in der Größe der verwandten Truppenmassen und in der Ausdehnung des Gefechtsfeldes nur sehr selten erreicht und kaum jemals überboten worden. Auch die deutsch-französischen Kämpfe bleiben dahinter zurück; nur die Schlacht bei Königgrätz kam in der Truppenzahl der Leipziger fast gleich und ist die nächst größte des ganzen Jahrhunderts.

Uns Deutschen bieten natürlich die Schlachtfelder unsrer Einheitskriege das größte Interesse, schon deshalb, weil die beständigen Veränderungen, die ein Schlachtfeld durch die Bodenkultur und die wachsende Bebauung erleidet, das ursprüngliche Bild noch nicht so wesentlich verändert haben, wie die Schauplätze weiter zurückliegender Kriege. Verhältnismäßig am wenigsten ist dies bei denen des deutsch-französischen Krieges der Fall, und außerdem hat hier die Pietät für die möglichste Erhaltung des Zustandes und für Erinnerungszeichen gesorgt, am meisten natürlich bei den Schlachtfeldern, die auf jetzt deutschem Boden liegen. Dies aber sind zugleich die, auf denen der Krieg thatsächlich entschieden wurde, denn diese Entscheidung fiel zeitlich in den Tagen zwischen dem 4. und dem 18. August 1870, räumlich zwischen Weißenburg und Metz.

Wer diese Schlachtfelder in der geschichtlichen Reihenfolge und zugleich mit sich steigenden Eindrücken besuchen will, der muß mit Weißenburg beginnen, also von der bayrischen Pfalz herüberkommen. Dort kann er auch noch etwas von dem Nachhall der Stimmung finden, die im Juli 1870 unmittelbar nach dem Ausbruche des Krieges vorhanden war. Im altehrwürdigen Speier, wo der Kronprinz im Regierungsgebäude an der Maximilianstraße gegenüber dem alten Kaiserdomo sein Hauptquartier hatte, erzählte mir der Wirt des Rheinischen Hofes, vom 16. bis zum 23. Juli hätten sie angstvolle Tage verlebt. Das Land war offen und schwach besetzt, denn es standen zunächst nur ein Infanterie-, ein Reiter- und ein Artillerieregiment da, meist in Germersheim. „Wenn die Franzosen sofort einrückten und zwei Regimenter vor die Festung legten, dann war die Sache erledigt.“ Und gerade in dieser vielgeplagten Landschaft stieg die Erinnerung an die Schandthaten der Franzosen im Jahre 1689 drohend auf; täglich brachten die Zeitungen Artikel darüber, denn wer bürgte angesichts der rohen Drohungen und des Turko-gesindels drüben dafür, daß sich ähnliches nicht wiederholte? Die Angst legte sich erst, als seit dem 23. Juli die ersten norddeutschen Truppen eintrafen, von unendlichem Jubel begrüßt, denn sie erschienen als Retter.

Wenn man von Karlsruhe her bei dem Hafen von Magau den Rhein überschreitet, an der Stelle, wo 1870 Napoleon III. dies thun wollte, um Süddeutschland zu überrennen, so tauchen über dem Röhricht, den Weidenbüschen und den fruchtbaren Feldern der Stromniederung in blauer Ferne bald die malerischen Umrisse der Hardt und der Vogesen auf, und je mehr man sich ihnen nähert, desto deutlicher heben sich die dunkeln Waldungen über den lichten Rebgebirgen ab. Da, wo die Lauter aus den Vorbergen der Vogesen in die Ebene heraustritt, liegt das uralte Weißenburg, um den starken, spitzen Turm der Stiftskirche zu St. Peter und Paul zusammengedrängt und dicht an die Höhen geschmiegt, die, von Weinpflanzungen und kleinen weißen Winzerhäuschen bedeckt, bis unmittelbar an die Stadt herantreten. Meist enge, unregelmäßige Gassen mit offenen Kinnsteinen laufen zwischen durchschnittlich einstöckigen Häusern von den Thoren nach dem Markte und dem sich unmittelbar daran anschließenden Kirchplatze zusammen. Dort ragt die Stiftskirche auf, ein massiger Bau von romanischer Anlage mit dem Hauptturm über der Vierung und einem noch ganz romanischen Glockenturm an der Westseite, aber gotisch umgebaut und an der Nordseite mit einem gotischen Kreuzgange umgeben. Dicht daneben liegt das Bezirksamt; es trug, wie alle Amtsgebäude im ganzen Reichslande in diesen ersten Augusttagen, die Reichsflagge auf Halbmast zu Ehren Bismarcks. Weißenburg ist eine kleine verschlafne Stadt ohne rechtes Leben, aber Französisches ist nichts mehr an ihr. Nur die Apotheke nennt sich noch Pharmacie, und der „Gasthof zum Schwan“ am Markte Hôtel au Cygne; sonst sind alle Firmenschilder ausschließlich deutsch, die Einwohner reden nicht nur ihr Elsässer „Ditsch,“ sondern auch Hochdeutsch, auf den Gassen bewegen sich unsere Soldaten wie in irgend einer märkischen Garnison, im „Schwan“ speisen die Offiziere, große Kasernen sind am Landauer Thore entstanden, andre vor dem Hagenauer Thore im Entstehen begriffen, daneben stattliche Villen, besonders wohl für Offiziere, denn seit kurzem ist das gesamte 60. Regiment hier vereinigt, und am ehemaligen, jetzt geschleiften Hagenauer Thore erhebt sich der schöne Neubau der kaiserlichen Post. Daß Weißenburg noch vor dreißig Jahren französisch war, kann ihm heute niemand mehr ansehen. Beziehungen zu Frankreich bestehen natürlich noch. Der Schwiegersohn des jetzigen Bürgermeisters ist ein französischer Offizier, der übrigens, wenn er auf Urlaub herkommt, kameradschaftlich mit unsern Offizieren verkehrt, und in der angesehenen Familie Sch., der ein Teil des Geisberges gehört, meint man, wenn von „unsern Verhältnissen“ die Rede ist, die französischen, aber sie verschmäht nicht den Umgang mit unsern Offizieren, und es ist doch immerhin bezeichnend für die Bevölkerung der Stadt und des Kreises, daß sie dem ersten deutschen Kreisdirektor Sticherer wegen seiner Verdienste um den Bezirk ein Denkmal an der Straße nach dem Bahnhofe gesetzt hat. Das dauerhafteste, was die französische Herrschaft der Stadt hinterlassen hat, sind die Festungs-

wälle. Sie sind schon vor dem Kriege von 1870 aufgegeben worden, aber noch zum allergrößten Teile erhalten, nur in friedliche Spaziergänge und Trockenplätze verwandelt; auch die trostigen mittelalterlichen Thorbauten stehen meist noch aufrecht, vor allem das Landauer Thor, ein Turm mit spitzem Dach und niedrigem Vorbau.

Durch die zerschmetterten Flügel dieses Thors drangen am 4. August 1870 die Bayern in Weissenburg ein, die Vorstadt Bannacker herein und dann die gerade breite Straße nach dem Markte hin. Denn dort hinaus steigt die Straße nach dem großen Dorfe Schweigen hinauf, das am Berghange schon auf pfälzischem Boden liegt; dort erhebt sich das Bayerndenkmal, ein Löwe auf einer Säule, um die Stelle zu bezeichnen, von der die Division Bothmer am nebligen Morgen des 4. August den Angriff auf Weissenburg eröffnete, und der Kronprinz von Preußen das erste Gefecht leitete. Aber der Hauptkampf war nicht der um die Stadt. Wenn man vom Hagenauer Thore her am Bahnhofe vorüber die schnurgerade Pappelallee nach Osten geht, so liegt links von der Straße ganz in der Ebne das ansehnliche Dorf Altenstadt, rechts aber, jenseits der gleichlaufenden Eisenbahn erhebt sich ein langgestreckter, flach nach Osten verlaufender, mit Feldern, Baumgruppen und einzelnen Hopfenpflanzungen bedeckter Höhenzug, auf dessen westlichem Ende drei einsame Pappeln stehen. Das ist der Geisberg, die Hauptstellung der Franzosen am 4. August. Ihre Stärke lag gar nicht in der Steilheit der Abhänge, sondern vielmehr in der sehr allmählichen Senkung, die die deutschen Truppen zu einem langen, schutzlosen Anlauf nötigte. Sie umfaßten den Geisberg im Halbkreis von drei Seiten. Von Altenstadt und Schweighofen kamen über die offene Wiesenebene der Lauter die Kolonnen des V. Armeekorps heran, von Osten her, gedeckt durch den breitausgedehnten Niederwald, das XI. Armeekorps. Doch die Hauptarbeit thaten hier die tapfern Niederschlesier. Wie viel Blut sie schon der erste Anlauf noch in der Ebne am Bahnhofe und an der Straße gekostet hat, bezeugen zwei Gräber dicht an der Straße gegenüber Altenstadt. Das eine, mit einem kleinen Obelisken ausgezeichnet, ist die letzte Ruhestätte von fünf Offizieren, vier Unteroffizieren und dreiundfünfzig Soldaten des 3. Posenschen Infanterieregiments Nr. 58; weiter östlich trägt eine hohe, mit dem Eisernen Kreuze geschmückte Spitzsäule auf der einen Seite die bezeichnende Aufschrift: „Das erste Preußengrab für Deutschlands Einheit,“ auf der andern unter den Namen der Toten von demselben 58. Regiment die Worte: „Der Schwur auf die Fahne führte sie alle zum Heldentode fürs Vaterland. Gott verleihe den Helden droben die Siegespalme.“ Nichts wirkt auf allen diesen deutschen Schlachtfeldern so veranschaulichend zugleich und erschütternd, als diese Grabstätten und Denkmäler, die weithin verstreut noch heute die Richtungen des Angriffs, des Kampfes und der Verfolgung mit furchtbarer Deutlichkeit zeigen. Wenige hundert Schritt von jenen beiden

Gräbern zweigt rechts südwärts eine Fahrstraße ab, die am Ostabhange des Geisberges hinführt. Dort, wo der Gutleuthof liegt — in dessen Mauern die ersten Granaten aus den deutschen Batterien vor dem Niederwald fuhren —, steigt ein Fahrweg westwärts zum Geisberge hinauf, der teilweise den Charakter eines Hohlwegs trägt. So fanden die anstürmenden Bataillone besonders der Königsgranadiere einige Deckung, als sie von dieser Straße her den Fahrweg und über die Abhänge hinauf drangen. Erst wenn man die Höhe erreicht hat, übersteht man ganz die Schwierigkeiten des Anlaufs auf diesem fahlen, hier und da von Senkungen und Bodenrissen durchzognen Abhang und vermag die unwiderstehlich vorwärts drängende Wucht des Stoßes zu ermessen, die alle diese deutschen Angriffsschlachten des Jahres 1870 kennzeichnet, und keine mehr als diese erste.

Erst dort oben wird man auch des Schlosses Geisberg gewahr, des stärksten Stützpunktes der Franzosen, denn es liegt etwas seitab südlich von jenem Fahrwege in einer Senkung, die nach Osten steil abfällt. Bis zur großen Revolution war das Gut ein stattlicher Edelsitz, ist aber damals zerfallen worden und jetzt im Besitz von vier Bauernfamilien, die auch das Schloß gemeinsam bewohnen. Das Ganze bildet ein längliches, ummauertes Viereck mit den Schmalseiten nach Osten und Westen. Im Westen legt sich ein langgestreckter Wirtschaftshof vor; tritt man durch das innere Thor, so gelangt man in einen zweiten, fast quadratischen Hof, der von allen Seiten von niedrigen massiven Wohn- und Wirtschaftsgebäuden eingeschlossen ist. Das dem innern Thore an der Ostseite gegenüber liegende Gebäude war das Herrenhaus. Nach dem Hofe zu ist es nur einstöckig, aber die Ostfront öffnet sich nach dem Garten zu in zwei Stockwerken unter einem hohen Dache mit einem vorspringenden Mittelbau, von dem nach rechts und links Freitreppen in den Garten hinabführen, einer ansehnlichen Anlage im Stile des achtzehnten Jahrhunderts, nach den drei Außenseiten mit einer Sandsteinbalustrade abgeschlossen, die an den beiden Enden der Ostseite kleine turmartige Pavillons trägt. Dort, nach außen hin, krönt sie eine Terrassenmauer, die mindestens ein Stockwerk hoch ist, da sich dort der Abhang rasch senkt. Das Ganze trägt jetzt alle Spuren der Verwahrlosung und des Verfalls, namentlich der Garten. Denn zwar sind hier die alten Gänge erhalten und in der Mitte ein großes, rundes Wasserbecken, aber dieses ist längst ausgetrocknet, und an Stelle der Blumenrabatten bedecken Weinreben und Gemüsebeete den Boden. Nur die Aussicht ist geblieben, eine Aussicht, wie sie das achtzehnte Jahrhundert liebte, der Blick in die fruchtbare, reich bebaute Ebene hinaus und auf die dunkeln Massen des Niederwalbes, aus dem heute die Signalübungen der Weißenburger Garnison herüberklagen; ganz in der blauen Ferne zeigen sich die langgestreckten Bergzüge des nördlichen Schwarzwaldes. Ein Bild tiefsten Friedens und blühender Kultur! Wie anders am 4. August 1870, wo von dieser Gartenterrasse aus das Auge überall die

dunkeln feindlichen Kolonnen herankommen sah! Von dieser Seite ist das Schloß allerdings nicht angegriffen worden. Der Stoß kam vielmehr von der ebenen Nordseite her durch die vorliegenden Hopfenpflanzungen gegen das Gartenthor, das dort hinausführt, und gegen das Thor des ersten Hofes. Noch ist die Mauer des Thorhauses dort von Kugeln zersezt, und reichliche Kugelspuren trägt auch die Gartenfront des Herrenhauses, wo die Reste der verzweifelt sechtenden Verteidiger gegen zwei Uhr endlich die Waffen streckten, als auf der Höhe im Nordwesten des Schlosses Artillerie aufzubr. Dort, auf dem höchsten Punkte des Geisberges, erhebt sich jetzt inmitten einer parkartigen, von dichten Hecken umgebenen Anlage auf dem deutschen Massengrabe das Armeedenkmal, ein hohes Kreuz, von vier liegenden Löwen bewacht, mit der Inschrift am Sockel: „Den gefallenen Kameraden die dritte Armee.“ Wenig hundert Schritt weiter südwestwärts stehen die drei Pappeln, die jetzt das Denkmal der Königsgrenadiere bezeichnen; hier hielt am Morgen des 4. August hinter seiner Mitrailleurseubatterie der General Abel Douay, obwohl er von hier aus die deutschen Anmarschlinien nur unvollkommen übersehen konnte. Er hatte vor der Schlacht in Steinseltz hinter dem Geisberge sein Quartier gehabt; als er hier am Morgen des 4. August den Kanonendonner hörte, sagte er voll trüber Ahnungen zu seinem Wirte: „Ich steige jetzt zu Pferde, aber ich komme nicht wieder.“ In der That kehrte er nicht zurück; oben bei den drei Pappeln, als er entsezt das unaufhaltsame Andringen seiner Gegner sah, wurde er tödlich verwundet und verschied im Schafbuschhose, dessen Dächer eine kurze Strecke weiter südwärts an der Straße nach Hagenau sichtbar werden. Verfolgt man diese Straße in der Richtung nach Weißenburg, wohin sie allmählich fällt, so öffnet sich das anmutigste Panorama: im Mittelgrunde die Stadt, dahinter die bewaldeten Vorberge der Vogesen, rechts die reichbebaute Ebne. Der Geisberg flacht sich nach dieser Richtung in Wiesen und Feldern ab. Mitten aus ihnen erhebt sich rechts von der Straße das Denkmal, das die Stelle bezeichnet, wo die 5. schlesischen Jäger, von der Eisenbahn heraufbringend, das erste französische Geschütz im Feuer nahmen.

Als General Douay die Schlacht bei Weißenburg annahm, wußte er, daß seine Division sozusagen in der Luft stand. Denn Mac Mahon hatte die Hauptmasse seiner Armee mehrere Meilen weiter südwärts zusammengezogen in einer an sich strategisch wie taktisch sehr geschickt gewählten Stellung, in der er den nördlichsten Paß der Vogesen, die Straße und die Eisenbahn nach Bittsch, deckte und jedes deutsche Heer, das weiter südlich in den Elsaß vordrang, in der rechten Flanke bedrohte. Gerade deshalb mußte und wollte ihn der Kronprinz angreifen, allerdings nicht am 6., sondern erst am 7. August. Er hatte sein Hauptquartier nach Sultz unterm Wald verlegt, einem ansehnlichen, stadthähnlichen Dorfe mit wohlhabigen, großen Bauernhöfen und einer stattlichen neuen Synagoge, denn das jüdische Element ist in der ganzen Gegend

stark und angesehen. Von dort führt die Straße nach Wörth, die Anmarschstraße des V. Armeekorps, zunächst durch ein flaches Wiesenthal zwischen sanften Höhen ostwärts, dann über welliges, fruchtbares Land zwischen Weizenfeldern, Hopfenpflanzungen und Obstgärten durch stattliche Dörfer dahin. Herrliche alte, breitstämmige Rußbäume treten erst einzeln, dann in Alleen auf und schützen die Straße wohlthätig gegen den Sonnenbrand. Ein Geschäftsmann aus Sulz, der den Wanderer freundlich in seinem flotten Einspänner ein Stück mitnahm, erzählte, früher seien diese schönen Bäume noch viel häufiger gewesen, jetzt würden sie vielfach verkauft, um Holz zu Gewehrschäften zu liefern, weil sie gut bezahlt würden, das Stück zu 80, 100, 120 Mark. Er hatte 1870 in Sulz mit durchlebt, und der stärkste Eindruck, der ihm davon geblieben war, war der einer furchtbaren Verwüstung. „Sehen Sie, sagte er, auf die schweren braunen Ähren der ausgedehnten Weizenfelderweisend, dieselbe schöne Ernte wie heute stand damals auf den Feldern; das war nachher alles in Grund und Boden gestampft. . . .“ Denn wir näherten uns rasch dem Schlachtfelde von Wörth. Schon wurden unten im Grunde rechts von der Straße die roten Dächer des langgestreckten Preuschkdorf sichtbar, durch das noch am Nachmittage des 6. August 1870 die zweite bayrische Division herankam, darüber der Berg Rücken des Hochwaldes, links, in Bäumen versteckt, auf der Hochebene Diefenbach, wo sich damals das V. Korps zum Angriff entwickelte; gerade vor uns aber tauchte der Turm der „Friedenskirche“ von Fröschweiler auf, das am weitesten sichtbare Wahrzeichen des Schlachtfeldes, und darüber stiegen die dunkeln Waldberge der Vogesen empor. Von Diefenbach an senkt sich die Straße in weitem Bogen den flachen Abhang der Hochebene nach dem Thale der Sauer hinab. Als ich einen Bauern am Wege nach dem Denkmale des Kaisers Friedrich fragte, da wies er mit der Hand voraus und sagte: „Dort ist's, das Pferd mit dem Kaiser drauf.“ Ein überraschender Anblick: ein riesiger goldglänzender Reiter schien durch die Felder zu sprengen, denn von dem hohen Felsgestell, das ihn trägt, sah man hier noch nichts. Links von der Straße öffnet sich ein weiter, eingefriedigter halbkreisförmiger Platz, und im Hintergrunde, am aufsteigenden Gange erhebt sich ein mächtiger Unterbau aus dem roten Sandsteinfels der nördlichen Vogesen. Droben hält „unser Fritz,“ als ob er eben herangesprengt wäre, mit der Linken das Roß zügelnd, mit der Rechten nach dem Feindeweisend; unter ihm, an der Vorderseite des Felsens, reichen sich zwei kraftvolle altgermanische Krieger über feindlichen Waffenstücken die Hand, denn

— — — geschmiedet in eins
Sind dort im Feuer wir worden.

Es ist die Stelle, wo am 6. August seit ein Uhr mittags der Kronprinz hielt, hinter der langen Linie von vierzehn Batterien des V. Korps, die zu beiden Seiten der Straße aufgefahren waren. Von hier aus überschah er das ganze,

landschaftlich überaus malerische Schlachtfeld, eine so ganz deutsche Gebirgslandschaft, daß man Mühe hat, sich vorzustellen, sie sei jemals französisch gewesen: unten am Abhange links Gunstett, rechts Görsdorf, darüber der Hochwald mit dem Liebfrauenberge, gerade voraus das breite grüne Wiesenthal der Sauer, im Mittelpunkt das Städtchen Wörth mit seinen roten Dächern und dem spitzen Kirchturm, ganz links Morsbronn, darüber langgestreckt der Höhenzug, auf dem Fröschweiler und etwas weiter links Elsaßhausen liegen, auf drei Seiten von dunkeln Wald umrahmt, und weiter im Hintergrunde die blauen Vogesen. Das war die Stellung Mac Mahons auf einer süd-nördlichen Linie von etwa fünf Kilometern. Er selbst hielt auf der Höhe östlich von Elsaßhausen bei einem der großen Rußbäume, der, weithin sichtbar, seitdem in der ganzen Gegend der Mac-Mahonbaum heißt; von dort aus konnte er die Stellungen und das Vorgehen der Deutschen deutlich einsehen und verfolgen, denn die östlichen Höhen des Sauerthales sind niedriger und flacher als die westlichen; ja er hat den Stab des Kronprinzen erkennen können, denn die Entfernung beträgt in der Luftlinie kaum eine halbe Stunde. Heute erhebt sich in diesem Herzen der französischen Stellung das Denkmal der dritten Armee, eine hohe Säule mit dem fliegenden Adler darauf. Ein andres Denkmal in der Nähe von Morsbronn gilt dem heldenmütigen, aber im Grunde unsinnigen Angriff der französischen Kürassierbrigade Michel, die den bewachsenen, von Hecken und Gräben durchschnittenen Abhang hinunterjagte und am Schnellfeuer der Vierundneunziger zerfesselte. Auch andre Denksteine tauchen hier und da aus dem Gelände auf, zu zahlreich, sie alle zu nennen.

Einen vollen Einblick in die Schwierigkeiten und die auch hier unwiderstehliche Wucht des deutschen Angriffs gewinnt man erst, wenn man die schmale, aber tiefe und rasche Sauer überschreitet und von Wörth die Straße nach Fröschweiler hinauffeigt, die, von der andern Seite des Thales aus gesehen, fast senkrecht erscheint und in der brennenden Mittagssonne nichts verlockendes hatte. Unmittelbar vor dem Anstieg, am westlichen Ende des Städtchens, erhebt sich auf einem besondern Friedhofe das schöne bayerische Denkmal, eine quadratische Grabkammer aus grauweißem Marmor mit einer bronzenen Viktoria darauf, die über einen sinkenden Krieger den Siegeskranz hält. Die Abhänge nach Fröschweiler hinauf sind im gewöhnlichen Sinne nicht gerade steil zu nennen; aber von kleinen Senkungen durchzogen, von Hecken, Baumgärten, Wein- und Hopfenpflanzungen bedeckt, boten sie den Angreifern Schritt für Schritt schwere Hindernisse, die Ströme von Blut kosteten. Die Straße selbst, auf längerer Strecke ein Hohlweg, forderte zahlreiche Opfer. Daher steht auch hier links das Denkmal des 37. Regiments, und etwas weiter hinauf rechts das französische Armeedenkmal, ein achteckiger Bau, der nach oben kegelförmig zuläuft und ein Kreuz auf der Spitze trägt. Nach etwa zwanzig Minuten erreicht man die ersten Häuser von Fröschweiler. Es ist ein großes, in flachem, nach

Nordosten offnem Bogen gebautes Dorf; am Scheitelpunkte links steht jetzt (seit 1876) die schöne „Friedenskirche,“ in gotischem Stil aus dem roten Vogesen sandstein aufgeführt an Stelle der viel kleinern, die am Schlachttage in Brand geschossen wurde, daneben das elegant erneuerte Schloß des Grafen Türckheim, von einem ausgedehnten, wohlgepflegten Park umgeben. Wenig hundert Schritte weiter ins Dorf hinein, dicht an der Straße, liegt das alte Pfarrhaus des Pastors Klein, dessen weltbekannte „Fröschweiler Chronik“ diese Tage so eindrucksvoll und anschaulich schildert. Er selbst ging 1882 nach Mördlingen, verfiel aber dort schon 1883 in Irreſinn und ist nach langen Leiden erst im Sommer 1898 gestorben. Seine Schwester, Katharina Klein, hat 1896 „Ergänzungsblätter“ zu der Chronik herausgegeben. *) Jetzt ist die Pfarre verlegt, und das ehemalige Pfarrhaus ein gutes Gasthaus „Zur Jägerzusammenkunft.“ Der jetzige Wirt ist ein Rheinländer, wie so viele seiner nähern Landsleute im Reichsland eingewandert, früher kaiserlicher Förster in Saarunion und Wittämpfer von 1870/71, wo er sich bei den 8. rheinischen Jägern in der Schlacht bei Amiens das Eiserne Kreuz geholt hat; seine Frau — eine typische Verbindung! — stammt aus dem Orte und hat die Schlacht als zehnjähriges Kind mit durchlebt, bewahrt auch noch manche starken Eindrücke aus diesen Schreckenstagen, denn das waren sie für Fröschweiler. „Ich lebte damals, erzählte sie in ihrer schlichten und klaren Weise, im Hause meines Großvaters, eine Strecke weiter ins Dorf hinauf. Ein französischer General war bei uns im Quartier. Der lag am 6. August früh 1/2 9 oben noch im Bett, als man schon den Kanonendonner hörte. Mein Großvater ging hinauf, um ihn zu wecken, und sagte zu ihm: Mein General, die Schlacht beginnt. Ah non, entgegnete der Franzose, c'est une fausse alerte! und blieb ruhig liegen. Als es schlimmer wurde, flüchteten wir in den Keller. Endlich legte sich der Lärm, und auf einmal hörte man das Hurra. Das sind die Deutschen, sagte der Großvater, da muß ich hinauf und nachsehen. Ich laufe ihm nach, und wie er die hintere Thür nach dem Hofe öffnet, sieht er, daß die Deutschen erst im Nachbarhause sind, und wollte wieder zumachen. Da aber drängen sich zwei Turkos herein, ganz erschöpft, und gehen unten in die Stube, ich gehe ihnen neugierig nach. Gleich darauf krachen Kolbensschläge an die Hausthür, und wie der Großvater öffnet, stehen zwei deutsche Soldaten davor und rufen: Hier sind Turkos im Hause, wir haben sie hineingehen sehen. Meine Herren, sagt der Großvater, sie sind da, aber meine Enkelin ist bei ihnen in der Stube; wenn Sie ihnen jetzt nachgehen, kann das Kind zu Schaden kommen; ich werde dafür sorgen, daß die Turkos Ihnen die Gewehre abliefern. Das thaten die denn auch, und er brachte sie mit hinaus. Ein andrer Turko lag schwer verwundet in unserm Garten, der schrie die ganze Nacht zu Mahomet,

*) Fröschweiler Erinnerungen. München, C. S. Beck, 1896.
Grenzboten IV 1898

das ist ihr Gott.“ Während dieser Unterhaltung beim Mittagessen setzte sich ein graubärtiger alter Knabe an den Nachbartisch, und als er sah, daß ich in der illustrierten Jubiläumsausgabe der Fröschweiler Chronik blätterte, die mir die Wirtin freundlich gebracht hatte, rief er zu mir herüber: „Da bin ich auch drin, Seite 34 und 215; mich haben sie besonders photographiren lassen; ja ich bin in der ganzen Welt berühmt,“ setzte er in naivem Selbstbewußtsein hinzu. Auf die Frage, wer er denn sei, erklärte er: „Ich bin ja der Bodlijörri, ich war schon damals Gemeinbediener, und das bin ich noch!“ Seine Angaben stimmten; im übrigen wußte er nicht viel mehr zu berichten, als daß am Abend des 6. August in Fröschweiler 26 Häuser gebrannt hätten. Nachher führte er mich noch in das sogenannte Schlachtenmuseum im Gemeindehause, eine bescheidne Sammlung von Ausrüstungsgegenständen, Waffen, Geschossen und Bildern; unter diesen befand sich auch eins von Kaiser Friedrich und vom Weißenburger Kreisdirektor Stichaner.

Der fluchtartige Rückzug der Franzosen ging um die vierte Nachmittagsstunde auf der Straße nach Reichshofen, die Fröschweiler am westlichen Ende verläßt und über die Hochebene nach dem Großen Wald (Neuwald) führt, einem Laubgehölz von Eichen und Buchen. Noch innerhalb des Holzes senkt sie sich und steigt dann in Windungen durch ein flaches, offnes Wiesenthal nach Reichshofen hinab, das mitten drin an der Einmündung des Schwarzbachs in den Falkensteinerbach liegt. Dort, wo die Straße am Sägewerk vorbei den Schwarzbach überschreitet, steht am Wasser ein Denkstein, um an das Rückzugsgefecht am 6. August zu erinnern, denn die hier sehr energische Verfolgung ging bis in den sinkenden Abend hinein und kam erst bei Niederbronn zum Stehen, als ihr dort die Division Lespart von Faillys Korps entgegentrat. Doch zog sich die Hauptmasse der geschlagenen Armee nicht auf Bitsch zurück, sondern bog bei Niederbronn südlich ab, um durch das Gebirge und an seinem Ostrande hin Zabern zu erreichen und dann durch den Paß von Zabern auf Nancy zu marschieren. Neben diesem wichtigsten und bequemsten Vogesenpasse und dem nördlichsten nach Bitsch kam noch die zwischen beiden laufende Gebirgsstraße von Hagenau über Ingweiler und Lüzelfstein in Betracht. Alle drei Straßen wurden durch kleine, freilich veraltete Festungen gesperrt oder wenigstens bedroht: Pfalzburg auf seiner waldumkränzten Hochebene etwa eine Stunde nördlich von der erst später angelegten Straße durch die Zaberner Senke, Lüzelfstein mitten in den Nordvogesen und das Felsenfest Bitsch. Das zwischen beiden liegende Bergfort Lichtenberg sperrte keinen Paß. Die Deutschen, die wegen der einbrechenden Nacht die Fühlung mit dem Feinde verloren hatten, überschritten das Gebirge auf vier Straßen. Die bayrischen Korps marschierten geradeswegs auf Bitsch oder auf einer südlichen Parallelstraße (Bärental-Lemberg), das V. Korps über Lüzelfstein, das XI. Korps mit der vierten Kavalleriedivision über Zabern; die württembergische Division schlug von Ingweiler aus

eine Nebenstraße über Lichtenberg ein. Die Haupttappenstraße ging von Ingweiler über Lügelsstein nach Saarbürg; ihr folgte auch das Hauptquartier des Kronprinzen.

Es ist ein schönes, reizvolles Mittelgebirgsland, das damals der Schauplatz dieser Märsche und Kämpfe war, charakterisirt durch den Wechsel zwischen breiten Hochflächen und tief eingesenkten Thälern, durch den überall mauerartig hervortretenden roten Sandstein, der für Elsaß und Lothringen ein so treffliches Baumaterial liefert, und durch prächtige, ausgedehnte Laubwälder von Buchen und Eichen. Nur an den Osträndern gedeiht auch der Wein, aber bis weit hinauf bezeugen Nußbäume und Edelkastanien die Milde des Klimas, das den Getreidebau noch auf den Hochflächen erlaubt. Daher tragen auch die Dörfer das Gepräge einer gewissen Wohlhabenheit. Am Ausgange des tiefeingeschnittenen Zornthales breitet sich in reizender Lage Zabern aus, einst die Residenz der Fürstbischöfe von Straßburg, die sich hier, der drohenden Anzeichen der Zeit nicht achtend, noch kurz vor der französischen Revolution ein großartiges Schloß in rotem Sandstein bauten und damit dem jetzt hier liegenden deutschen Regiment ein prächtiges Offizierkasino. Mitten durch die Stadt schneidet der Rhein-Marnekanal, und seine hier liegende Schleuse hebt und senkt tagtäglich zahlreiche große, meist mit Kohlen aus dem Saarbecken und Sandstein aus dem Gebirge beladene Rähne; über ihr aber ragen auf den Waldhöhen rechts und links von der Gebirgsklücke die Trümmer einst fester Burgen, die den Durchgang bewachten und beherrschten, auf der Nordseite der Greifenstein, auf der Südseite Hoh-Barr, Groß- und Klein-Geroldsäck. Wer etwa an einem hellen Sommermorgen, wenn der Sonnenglanz auf der elsässischen Ebne und der malerischen Ostseite des Gebirges liegt, vom Hoh-Barr hinunterschaut, der muß das Land lieb gewinnen. Tief unten zieht sich die Zaberner Senke zwischen hohen bewaldeten Bergkulissen und roten Sandsteinwänden dahin, gerade breit genug, der Zorn, dem Kanal, der Straße und der Eisenbahn neben einander Platz zu lassen, und überraschend genug nimmt es sich aus, wenn in der Bergenge plötzlich ansehnliche Schiffe auftauchen. An dem bewaldeten Osthange der nördlichen Paßwand klimmt in steilen Windungen, kenntlich an den schlanken italienischen Pappeln, den Lieblingstraßenbäumen Napoleons I., die „Zaberner Stiege“ auf den Spuren der alten Römerstraße nach der Hochfläche von Pfalzburg hinauf. Das Gebirge aber umschließt in einspringenden Buchten wie schützend das ebne Land, und zwischen den Feldern und Wiesen, den Baum- und Nebengärten schimmern die freundlichen Ortschaften mit ihren Kirchtürmen hervor, nordwärts Zabern, Eckardsweiler, St. Johann, Ernolsheim u. a. m., südwärts vor allem Maursmünster mit seiner alten Benediktinerkirche und Wasselnheim; im Gebirge aber schiebt sich ein bewaldeter Rücken über dem andern empor, bis weit im Süden zum blauen Obilienberge, und im Westen grüßen in der Ferne die langen

Züge des Schwarzwalds. So sah das Land auch aus, als es die flüchtigen Scharen der Franzosen, in buntem Gewimmel auf all diesen weißschimmernden Straßen und durch die dunkeln Waldungen einherziehend und sie mit weggeworfenen Gewehren und Tornistern, mit verlassenen Geschützen und Wagen bedeckend, für immer räumten, und ihnen auf dem Fuße dort von Steinburg her die vierte Kavalleriedivision, dreißig Schwadronen unter Prinz Abrecht, folgte. Da Pfalzburg die Hauptstraße nicht sperrte, so begnügte sich die deutsche Heeresleitung nach einer vergeblichen Beschießung (10. bis 14. August) damit, es einzuschließen, was indes erst am 12. Dezember zur Kapitulation führte.

Einen ganz andern Charakter als die Zaberner Straße trägt die nach Lüzelfstein, denn sie erklimmt in kurzer Steigung die Hochfläche und geht dann auf dieser stundenlang mit geringen Senkungen dahin, fast immer durch schönen Buchenwald mit gelegentlichen Blicken in einsame Waldthäler, bis plötzlich in einer Richtung Lüzelfstein auftaucht. Die eigentliche Festung liegt auf einer teilweise bewaldeten Bergnase, die nach drei Seiten steil in Wiesenthäler abfällt und nur auf der östlichen mit der Hochfläche zusammenhängt, am Westende überragt von dem alten Schlosse, jetzt dem Sitze eines kaiserlichen Oberförsters. Hohe Sandsteinmauern mit vorspringenden Bastionen umgeben den kleinen unansehnlichen Ort, eine einzige dürftige Straße und die spitztürmige Kirche am Schlosse. Ganz davon getrennt liegt auf dem Rande der Hochebene das Städtchen, nur ein paar breite Gassen, doch hat es außer zwei kaiserlichen Oberförstereien ein Amtsgericht und ist der Sitz eines Kantonalarztes, also der Mittelpunkt eines kleinen Bezirks. Einsam genug ist es da oben, und im Winter hemmen oft Schneemassen den Verkehr. Ein solches kriegerisches Getümmel wie in den Tagen nach der Schlacht bei Wörth hatte Lüzelfstein überhaupt noch nicht gesehen. Denn schon am 7. August biwakirte Faidy mit zwei Divisionen hier und gab der kleinen Besatzung des Forts den Befehl, den Platz, der die wichtige Straße völlig sperrte, weil sie geradezu unter seinen Geschützen lag, bis aufs äußerste zu halten. Aber als am 9. August die Vortruppen des V. Armeekorps hier eintrafen, fanden sie die Festung verlassen und sogar sechs Geschütze mit aller Munition und Lebensmittel, ja noch Nachzügler, das Archiv und die Pläne vor. In den nächsten Tagen folgten unabsehbare Heersäulen des V. Armeekorps, am 10. August ging das Hauptquartier des Kronprinzen durch, der selbst in die Festung hineinritt. Fast den ganzen Schauplatz dieser Vorgänge überfieht man von der über dem Orte sich erhebenden sogenannten Altenburg aus, dem südlichen Vorsprunge der Hochfläche, auf der Lüzelfstein liegt. Eine echte Vogesenlandschaft, doch ganz anders als vom Hohbarr aus! Langgestreckte bewaldete Bergrücken schieben sich übereinander, dazwischen ziehen sich tiefe Wiesenthäler und bebaute Hochflächen, aber sehr wenig Ortschaften. Im Süden ist Pfalzburg in einer walдумgebenen Richtung mit seinen Wällen deutlich sichtbar, im Nordosten ragen über den Waldungen hervor die hohen Trümmer

des Bergschlosses Lichtenberg, das württembergische Feldbatterien am 9. August in Brand schossen und zur Übergabe nötigten, worauf es gänzlich zerstört wurde; im Norden erkennt man an den Baumreihen die auf der Hochebene eine lange Strecke offen hinlaufende Straße nach Petersbach, den Heerweg der deutschen Kolonnen nach Lothringen hinein. Dort in dem ansehnlichen Dorfe hatte der Kronprinz am 10. und 11. August sein Hauptquartier in einem stattlichen sechsenstrigen Hause an der Hauptstraße. Er muß sich rasch die Sympathien der Ortseinwohner gewonnen haben; bewahrt doch die Tochter des frühern Besitzers eine Serviette, die er zurückgelassen hatte, als ein Heiligtum auf, und im Gemeindehause hängt sein Bild.

(Schluß folgt)



Verbesserter Smithianismus



onservative und Ultramontane pflegen den Liberalismus bald Vorfrucht, bald Wurzel, bald Vater des Sozialismus zu schelten. Die Liberalen können den Vorwurf zurückgeben, denn gleich der modernen Chemie braut der weltgeschichtliche Prozeß jedes aus jedem, und es müssen zwar keineswegs alle Wege nach Rom führen, wohl aber alle Strömungen der Vergangenheit in die Gegenwart münden. Es ist also thöricht, gewissen Personen und Parteien aus historischen Notwendigkeiten einen Vorwurf zu machen. Aber den Zusammenhang der verschiedenen Strömungen zu erforschen, das ist theoretisch interessant und für die Praxis wichtig; das zweite deswegen, weil wir, wenn wir auch den Lauf der Entwicklung weder zu hemmen noch zu lenken imstande sind, wenigstens aus dem Studium dieses Laufes seine nächsten Wendungen einigermaßen zu berechnen und durch allerlei Vorkehrungen die den lebendigen Tropfen des Stromes drohenden Stöße einigermaßen abzuschwächen vermögen. Oppenheimer ist, von Adam Smith ausgehend, zum Agrarsozialismus gelangt, und wer möchte im Hinblick auf die agrarsozialistischen Bauern Ungarns, die nicht einmal lesen können, die also Smith wahrscheinlich nicht studirt haben, wer möchte da bestreiten, daß sich auch in diesem Theoretikerkopf nur ein Stück Wirklichkeit spiegelt? Das jüngst erwähnte zweite Werk Oppenheimers: Großgrundbesitz und soziale Frage (Deutsches Verlagshaus Vita in Berlin) soll nur seinen Siedlungsgenossenschaften die Wege bereiten. Wir lassen diese, da sie schon kurz gewürdigt worden sind, ganz beiseite und be-